

In Moratracht

Anders Zorn f

THOMAS POTTERS LEBEN

Novelle von Christoph Walter Drey

(Nachdruck verboten)

Tom Potter hatte in den letzten drei Tagen wieder mehrere hunderttausend Dollar verdient. Seine Paisskombination war wieder richtig gewesen. Sie war immer richtig.

Von seiner Sternwarte in den Rocky Mountains hatte er Anweisung nach London gegeben.

Während der Professor ihm eine lange Berechnung über die Umlaufzeit des neuen Kometen vorlegte, den er durch den fünfzig-jährigen Refraktor entdeckt hatte, rechnete Potter nebenbei.

Die Zahlen des Professors waren größer. Die Meinungen konnten sich für irdische Verhältnisse aber gleichfalls sehen lassen.

Während er sich in der Nacht des plötzlich aufgetauchten Himmelswunders durch das Fernrohr betrachtete, kam ihm ein guter Gedanke.

„Auf Potters Sternwarte muß bald wieder eine neue Entdeckung gemacht werden!“ sagte er beim Abschied zu dem Professor. „Wie ist das mit dem kosmischen Protoplasma? Beobachtbarkeit der anderen Welten? Wir müssen endlich wissen, woran wir damit sind.“

„Wie sehen unsere Forschungen täglich fort“, erwiderte der Gelehrte. „Aber die Schwierigkeiten —“

„Schwierigkeiten? Es gibt keine —!“

Der Pacific-Luftverkehr war, seit Potter den Direktorium der einen Gesellschaft beigetreten, erheblich verbessert worden. Potter benutzte für seine Zwecke ein eigenes Luftschiff.

Die Sterne verblästen, wenn es, in der Dunkelheit blendende Helle ausstrahlend, hoch oben in rajender Geschwindigkeit seine Bahn 339.

Echon am frühen Morgen war Potter wieder im Osten, in Virginia, in Pottersville. Das war seine Stadt.

Baumstichter, Gartenkünstler, Hygieniker hatten sie bauen helfen, aber nach seinen Plänen war sie erbaut. Die Straßen, die Plätze, der Park, die öffentlichen Gebäude, Museen, Theater — alles war so angelegt und ausgeführt, wie er es gewollt hatte. Es sollte die schönste, die gesundeste Stadt der Welt werden.

Auch das prächtige Mausoleum, in dem Frau Hannah Potter ruhte, war sein Werk. Es bildete eine Ehrenwürdigkeit von Pottersville und ein Stück seiner Geschichte.

Dem Frau Potter hatte am Tage der Einweihung der Stadt durch eine Unvorsichtigkeit ihrer Kammerzofe eine unscheinbare Verletzung an der Stirn erlitten, aus der eine Blutergieß-

ung wurde, die nach wenigen Tagen den Tod herbeiführte.

Weil die Ärzte seiner Frau nicht helfen konnten, hatte Thomas Potter seinen Ärzte die Niederlassung in Pottersville gestatten wollen. Er besann sich allerdings doch eines anderen, da sonst wohl niemand in der Stadt seinen Wohnsitz genommen hätte oder sie binnen kurzer Zeit überfüllt worden wäre — die Meinungen der Blätter, die über diese Sache längere Artikel veröffentlichten, waren geteilt — und vergrößerte das Kantinenhaus um das Doppelte seines schon beträchtlichen Umfangs. Sein herrliches Wohnhaus bewohnte Potter allein mit seiner Tochter Julia.

Als das Luftschiff sich betrafente, bemerkte er bei einem Blick in die Lese Julia, die schon ihren Morgengit unternehmen. Sie war eine geübte Reiterin, hatte auf Reisen im Westen sogar den Prärieleuten durch ihre Geschicklichkeit und Kühnheit Bewunderung abnöthigt.

„Sie sitzt auch jetzt im scharfen Trab, setzt über Hindernisse. Wie ein lustiges bewegliches Spielzeug erschien es aus der Höhe. Aber da war auf einmal die weiße Farbe des Reitkleides verschwunden; nur die dunkle des Pferdekörpers war noch sichtbar.“

„Eben Sie, Weller!“ rief Potter. „Meine Tochter! Was ist dort unten? Sie sehen schärfer als ich!“

„Das Pferd scheint gestürzt zu sein!“ antwortete der Sekretär.

„Dann hat es meine Tochter unter sich gegeben. Landen! Sofort landen!“ —

Julia Potter lag noch nach mehreren Stunden befehlungslos.

„Es ist eine schwere Gehirnerschütterung“, sagten die Ärzte.

„Wird sie nachteilige Folgen haben?“

„Das läßt sich erst später entscheiden.“

„Epätre weiß ich es selbst!“ höhnte Potter.

Er ging in sein Arbeitszimmer, diktierte geschäftliche Briefe und Telegramme, kehrte wieder ins Kantinenzimmer zurück.

„Meine Tochter muß sich ruhig erholen. Am Abend ist der Bazar im Theater, den sie veranstaltet. Die Künstler aus Newyork und Boston werden schon eingetroffen sein.“

„Die zum Abend kann sich die Kranke so weit nicht erholen haben.“

„Nein, unmöglich!“ erklärte ein zweiter Arzt, und ein dritter sprach vom Absagen des Festes. „Der anderen wegen könnte man absagen“, meinte Potter, „aber meine Tochter —“

Was sie sich vorgenommen hat, soll geschehen.“

Er rief seinen Sekretär: „Ich fahre nach Europa. Der Agent in Paris ist nicht zuverlässig genug. Ich will das Geschäft persönlich abwickeln. Geben Sie mir fortlaufend Nachrichten! Sorgen Sie dafür, daß der Bazar heute abgehalten wird und meine Tochter daran teilnimmt!“

Potter war in Paris. Die Börse hatte einen großen Tag. Man undrängte den gefährlichsten Paissier. Das Kursbarometer veränderte sich sprunghaft. Thomas Potter konnte wieder einen unsicheren Sieg feiern.

Aber seine Laune blieb frohlich.

Aus Pottersville kamen schlechte Nachrichten.

Julius Befinden hatte sich verschlimmert. Nur auf wenige Augenblicke war sie zum Bewußtsein erwacht.

Um Mitternacht kam die Kunde:

„Pottersville in Flammen! Die halbe Stadt niedergebrannt!“

Darauf noch eine: „Unser Haus unbeschädigt. Alle in Sicherheit.“



Walden

Bauer

L. v. Walden



Der Wetterbaum

Heinz Landgrebe

Er wollte gleich abfahren. Doch kein Start gelang.

Auf dem Atlantischen tobte ein Sturm aus Nordwest, brach über die Küste ins Land ein, segte über die Dächer von Paris, verbläute die Lichter auf den Boulevards, rüttelte an den Eisentrippen des Eiffelturms.

Am Morgen wurde es ruhiger.

Potter kaufte eine Perlenkette. Der Schmuckhändler hatte nichts Besseres im Laden. Der Preis war ungeheuer.

In den Regenblättern las man schon die Neugierde von Brande von Potterwille.

Das Feuer war auf einem Bazar entstanden, durch eine Unvorsichtigkeit. Viele Menschen hatten ihr Leben verloren, über die Hälfte der Stadt war zerstört worden.

Potter überdachte die Meldungen noch einmal, als man Frankreich schon wieder hinter sich hatte, Jeland als Nebelstreifen entschwand.

Julia hatte dem Feist nicht bewohnen können. Ihr Unglück war ihr Glück gewesen. Sie wäre unter den Opfern gewesen. So war sie in Sicherheit.

Der Kapitän trat in die Kabine.

„Wie kommen nicht hinüber“, sagte er. „Der Sturm nimmt wieder zu und steht in voller Stärke gegen uns.“

„Vorwärts!“

„Ich habe die Höhen gewechselt, es ist überall gleich.“

„Steigen Sie noch höher! Sie sollen für diese Fahrt noch tausend Dollars Zulage haben.“

„Man verkauft sein Leben“, murmelte der Kapitän, als er die Kabine verließ.

Das Meer schimmerte wie frischgefallener Schnee. Die schäumigen Wasser warfen sich in dunkle Schlünde, wurden herausgeschleudert, stürzten sich wieder hinein. Wolken, über denen man dahinslog, verüllten das Bild, gaben es wieder frei.

Potter schenkte ihm keine Aufmerksamkeiten. Er rechnete, schrieb.

Die Stadt sollte wieder aufgebaut werden, schöner, als sie gewesen war. Seine Stadt!

Der Kapitän meldete, daß ein Eisenmotor infolge der Überanstrengung ausgelegt habe und dauernd betriebsunfähig sei. Man würde nur noch langsam fliegen.

„Schalten Sie den Hilfsmotor ein, aber verlieren Sie keine Zeit!“

Thomas Potter rechnete und schrieb weiter.

Er wollte noch seinen größten Kampf kämpfen. Dazu hatte er sich seine Eternwaarte erwidert. Sie sollte ihm die Waffen liefern. Man mußte den Naturgewalten, die sich dem menschlichen Willen feindlich entgegenstemmen

und ihn auch jetzt ihre Überlegenheit fühlen lassen, letzte Geheimnisse entreißen. Es nißte nichts, daß man ihnen kleine Zugständnisse entlockte, man mußte ihre verborgensten Ursachen aufspüren, mußte den Eiß ihrer Kräfte kennen, um sie zu bändigen. Stunden vergingen.

„Ein Propellerbruch! Auch das Höhensteuer gebrocht nicht mehr! Wie werden zu Wasser müssen!“

„Wo sind wir?“

„Bei den Bermuda-Inseln. Südlich abgetrieben!“

„Wie gehen nicht hinunter, nicht freiwillig halten Sie auf die Küste, Kapitän!“

Der Mann war bleich. Untauglich!

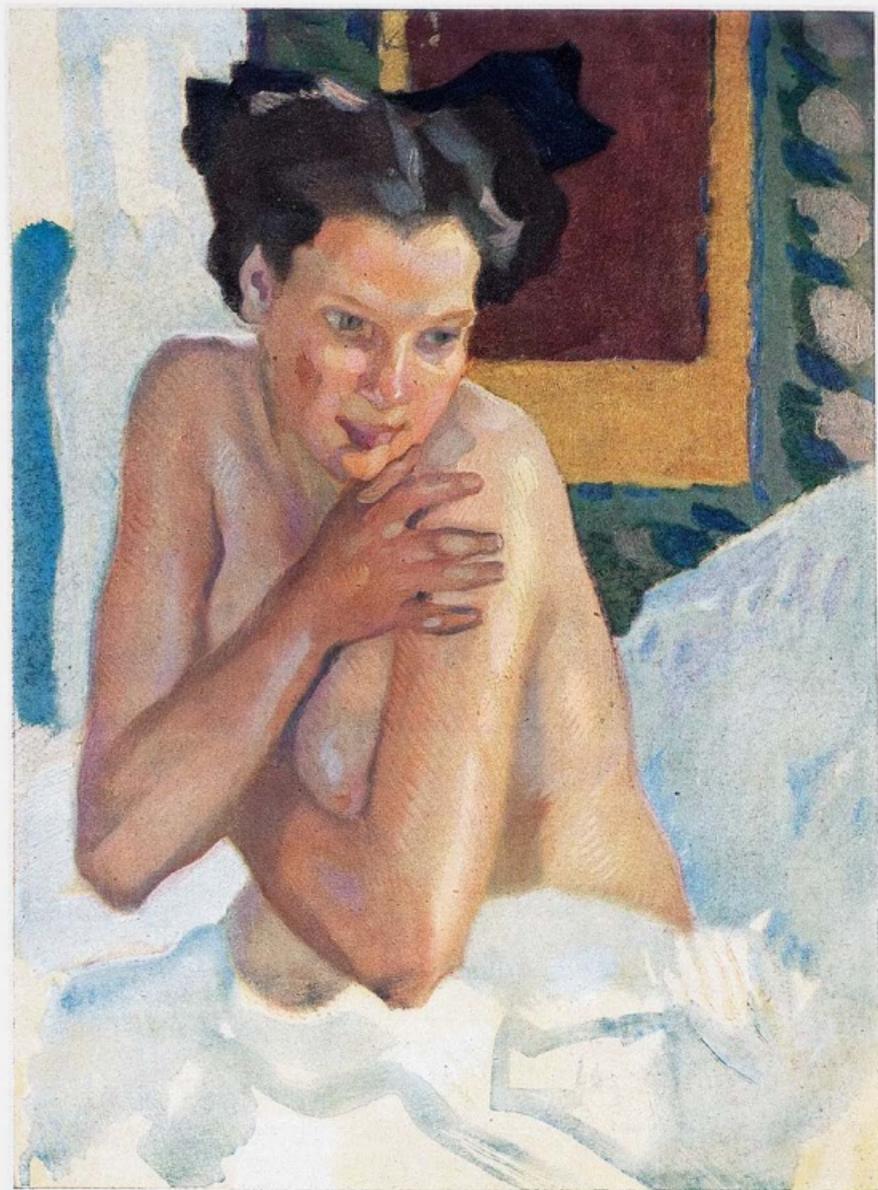
Potter folgte ihm in den Navigationsstamm.

Die eine Luftschraube stand still. Die Steuerung arbeitete mangelhaft. Aber das Flugboot hatte auch sonst Havarien. Ein Strebenpaar einer der Gondeln war eingeknickt, ein Spannfabel gerissen.

Das Meer unten schien näher zu rücken. Das Fahrzeug konnte die Höhe nicht behaupten. Es fiel in Luftwirbel, welche die Wasser bergehoch aufbrühten.

Ein Schiff mit drei Schotsteinen trieb auf den Wellen.

(S. 10 u. S. 433)



Am Morgen

Leo Putz

„Das Luftschiff wird schweben“, sagte sich Potter. „Es ist keine Gefahr.“

Die berühmteste Werft hatte dieses Wunderwerk hergestellt und Bürgschaft gegeben. Selbst beim Verbrechen würden es die wasserdichten Schotten tragen.

Er lebte in seine Kabine zurück.

Ein furchtbares Schwanken — kaum konnte er sich auf den Füßen halten.

Die wichtigsten Papiere raffte er zusammen und steckte sie in die Taschen. Auch das Kästchen mit der Perlenkette.

Er sah sich um. In diesen engen Loch konnte man wie eine Maus in der Falle ertappen. Lieber wieder ins Freie, sich draußen anklammern.

Kalter Obst spritzte ihm ins Gesicht.

Weller war seinen Herrn entgegengekreist.

Er war schon unterrichtet und stellte seine Fragen.

„Man hat mich allein gerettet. Die Mannschaft ist mit dem Luftschiff untergegangen. Ich werde die Gabel selbstverständlich machen.“ Damit war diese Angelegenheit für Potter erledigt. Er erkundigte sich nach seiner Tochter.

Der Sekretär berichtete knapp. Der Lärm bei dem Brande war bis an Julius Krankenslager gedrungen. Sie war aufgeflanden, ans Fenster gegangen — wie eine Gorgone, und hatte sich auch auf Zureden der Ärzte nicht niederlegen wollen.

Potter nickte beifällig. „Sie hat einen festen Willen!“

In Pottersville war die Luft noch voll Brandgeruch. Aus schwebenden Schutzhaufen quoll Rauch. Mit den Aufräumungsarbeiten war schon begonnen worden.

Potter besichtigte einige Straßengänge, die am meisten gelitten hatten, und wandte sich seinem Hause zu. Das Feuer hatte ihm nichts angetan.

Er suchte seine Tochter.

Sie bemerkte seinen Eintritt ins Zimmer nicht.

Er nahm ihre Hand, küßte sie auf die Wange, nannte ihren Namen.

Sie schweig und regte sich nicht und blickte geradeaus wie in eine unendliche Ferne.

„Sieh, was ich dir mitgebracht habe!“ sagte

er in Unruhe und legte ihr das Kästchen mit den Perlen in den Schoß.

Als sie es nicht beachtete, öffnete er es selbst.

Der Schmuck leuchtete in köstlichem Glanz.

Julia aber stieß ihn mit einer Gebärde des Schreckens von sich.

„Äsche! Heue Äsche!“ rief sie schaudernd und bedeckte die Augen mit den Händen, um nicht sehen zu müssen.

Ein Arzt stand im Hintergrunde des Zimmers.

Thomas Potter blickte ihn an.

Eine stumme Antwort. Sie gab keine Hoffnung.

Potters Rücken krümmte sich. Der Atem sank ihm herab. Die Perlen glitten auf den Fußboden — — —

Er hat einen Bruder Christian, der in Kentucky Landeskulturer ist, nie brüchig. Christian war einmal vor langen Jahren sein Gast, aber auch Brüder können sich fremd werden.

Zun ersten Male wolte nun Thomas Potter in den Schulmeisterhaus.

„Ich komme mit einer Bitte“, sagt er.

„Meine Frau ruht im Grabe. Meine Tochter lebt, ist aber auch gestorben; ihr Geißt ist tot für immer. Ich bin allein und einsam. Du hast zwei Söhne. Gib mir einen! Er soll besitzen, was ich besitze — alles, was ich habe und noch haben werde!“

Christian Potter schüttelt den Kopf. „Meine Söhne sind nicht von deiner Art, Thomas. Ihr wüdet nicht zueinander stimmen.“

„Ich werde ihn heranziehen zu mir. Viel bietet ich ihm! Reichtum! Aber auch Arbeit! Keinen Nichtstuer will ich neben mir haben; einen Menschen, der mit mir schafft und strebt.“

„Was erstrebst du? Geld —?“

„Geld, weil es Macht ist. Wissen, weil es größere Macht ist. Macht ist Leben! — — —“

Man ist Herr seines Daseins oder sein Knecht! Gib mir einen deiner Söhne! Er soll Herr werden wie ich.“

„Bist du glücklich und machst du andere glücklich?“

„Ich merke, ich bin in Schulhaus“, spottete Thomas Potter.

„Wir sind unser Leben lang im Schulhaus, und es sind nicht immer die Herren, die die

Prüfung am besten befehen“, erwiderte der Bruder ohne Empfindlichkeit. „Nein, Thomas, von meinen Söhnen kann ich dir keinen geben. Ihr Weg ist nicht der deine.“

Ein Bote brachte ein Telegramm. Es kam von der Stenwarte im Gelfengebirge. Der Professor meldete: „Bei Aufstellung der Venusatmosphäre erfolgreiche Oberflächenbeobachtung. Eiche Anzeichen für organische, erdenähnliche Funktionen. Im Weltraum neues Energieelement entdeckt. Vermutlich Urmaterie.“

Thomas Potter reichte dem Bote die Depesche. Seine Miene war stoll.

„Klinge Ventel!“ sagte Christian. „Ich weiß selbst in meiner kleinen Welt hier nicht Bescheid. Schau diesen Bienenstock! Woher haben die Tierchen ihren Fleiß, ihre Fertigkeit, ihren Ordnungssinn? Wer löst das Rätsel?“

„Ich werde einen Preis von einer halben Million aussetzen und alle Akademien auffordern, sich an der Lösung zu beteiligen.“ Thomas Potter warf einen Blick auf seine Uhr. „Meine Zeit ist um. Heute hält die Nord-Südpol-Expeditions-Gesellschaft, deren Präsident ich bin, in Chicago eine Sitzung ab. Lebe wohl! Und komm einmal zu mir nach Pottersville!“

Meldung der „Chicago News“: „Mister Thomas Potter, der Erbauer von Pottersville, das er nach der großen Feuerkunst prächtige wiedergebaut, Begründer der nach ihm benannten Stenwarte in den Rocky Mountains, die durch ihre wichtigen Entdeckungen weltbekannt geworden ist, Leiter der Nord-Südpol-Expeditions-Gesellschaft und einer anderer Gesellschaften unseres Landes, und der reichsten und angesehensten Männer der Union, hat auf seltsame Weise seinen Tod gefunden. Er lagerte mit seiner Nacht auf dem Michigan-See. Ein Händchen, das er bei sich hatte, fiel über den Bed. Hete Potter wollte es retten und iprang ihm nach. Die Befahrung ehte sofort zu Hilfe. Potter muß jedoch einen Schlaganfall erlitten haben. Man konnte nur seine Leiche bergen. Das Händchen lebte. Viele vorrätspannte Pläne, mit denen er sich trug, sind durch sein plötzliches Hinscheiden vereitelt worden. Die Beisegung des Toten wird in seinem Mansionium in Pottersville erfolgen.“



Schmuckkleiste

Hilla Osswald

ACHTUNDZWANZIG JAHRE

„Aufstehen, Bertram! Du sollst zum Direktor kommen.“

Der Wärter beugte sich über den Schlafenden und betrachtete ihn. Der Alte lag da, die Hände über der Brust gefaltet, den fast jahnelosen Mund ein wenig offen, und räusperte sich schmerzhaft. Er war seit längerer Zeit nicht rasierter, und die grauen Bartflocken machten sein Gesicht, aus dessen Fugen ein seltener Friede und Gleichmut sprach, einem verwitterten Steine ähnlich.

So warden wir miteinander alt, dachte der Wärter, der Bertram und ich. Sein Haar ist schon nach den ersten Jahren grau und dann schloßweise geworden, und meines hat sich nun auch gelichtet. Und er rüttelte den Schlafenden noch einmal freundschaftlich durch an der Schulter.

Da riß Bertram endlich, ein wenig erschrocken fast, die Augen auf. Aber als er den dicken Wärter über sich gebeugt sah, war er gleich ruhig. „Was ist denn?“ murmelte er.

„Ich weiß auch nicht“, meinte der Wärter, „du sollst zum Direktor kommen.“ Und dabei schien er selber ungeschalt darüber, daß er seinen Freund in ersten Schlafe fördern mußte.

Bertram sprang mit beiden Füßen vom Lager. „Was sagst du?“ fragte er, „zum Direktor?“ Eine leise Unruhe schien sich seiner zu bemächtigen, so wie die ersten Wellen eines großen Lebens über die Erde gehen. Aber der Wärter war kurzschichtig und merkte das nicht, sondern er nickte nur und ging schweigend hinaus.

Bertram schritt mechanisch hinter ihm her, er war diesen Weg nun doch schon viele tausend Male gegangen in all den Jahren, die Treppe hinunter und über den Hof hinüber zum jenseitigen Tor hinein und den langen, mit Violoncello belegten Gang entlang, an dem die Antezimmer lagen. Da waren an den Türen schwarz umrandete Tafeln angebracht, auf denen mit Tuschse geschrieben die Namen derer standen, die in diesen Zimmern arbeiteten. Und an der letzten Türe stand nun ein Name: Dr. Eisenmüller, Direktor.

Der Wärter setzte seine Brille auf, klopfte an und modderte, daß er den Walter Bertram bringe. „Es ist gut“, sagte der Direktor, „warten Sie draußen.“

Dr. Eisenmüller war ein noch junger Herr, der seine juristischen Prüfungen alle mit „Sehr gut“ bestanden hatte. Derselbe hatte er aber eine schwierige Aufgabe vor sich, in der Tat.

„Ich kann Ihnen eine freundsätzliche Mitteilung machen, Herr Bertram“, begann er. Das Wort „Herr“ vor seinem Namen erschien Bertram fremd, so ungewohnt. Seit achtundzwanzig Jahren hatte man nicht mehr „Herr Bertram“ zu ihm gesagt.

„Ich kann Ihnen die überaus freundliche Mitteilung machen“, wiederholte der Direktor, indem er sich räusperte, „daß Sie feinerzeit das Opfer eines tragischen Jettens geworden sind. Ihre Unschuld ist bewiesen. Sie sind frei.“

Der Direktor räusperte sich noch einmal, die Situation war auch zu peinlich, achtundzwanzig Jahre sind kein Pappenspiel, weiß Gott, aber was konnte er schließlich dafür? Ihm wäre der Fehler damals bestimmt nicht unterlaufen. „Wollen Sie nicht einen Etahl nehmen?“ fragte er.

Der alte Bertram schien ihn nicht zu hören. Seine Gedanken schweiften diese Jahre zurück, diese vielen Jahre, die doch in ihrer Einförmigkeit zu einer einzigen Woche zusammenzulaufen schienen; zurück zu jener ersten Zeit, in der er, nachdem der letzte Hoffnungsstimmchen erloschen war, gelaubt hatte, er könne nicht weiterleben, und wie sein Haar so schnell weiß geworden war. Und er sah sich wieder bei den letzten Verhandlungen, die Herren in den schwarzgen Salaten; der eine, der so heftig gegen ihn gesprochen hatte, und sein Anwalt, der immer freundlich zu ihm war. Und wie er von allem nichts verstanden hatte, und wie ihn auch alles so gleichgültig gewesen war, denn er wusste ja: ich bin unschuldig. Und wie sie dann das Urteil verkündeten, das ihn wie in dampfer Schlag getroffen hatte. Und wie er in seiner Betäubung nur immer gemurmelt hatte: ich bin doch unschuldig, begreift ihr das denn nicht.

Nun hatten sie es also begriffen, nach achtundzwanzig Jahren. Ein heftiges Zittern er-

schütterte plötzlich seinen Körper, aber die Stimme des Direktors, der ihn fragte, ob ihm nicht wohl sei, brachte ihn zu sich: „Nein, das sei nur so jeltam, das mit der Freisprechung.“ „Natürlich“, sagte der Direktor, stand auf und gab ihm die Hand. „Sie müssen sich erst an den Gedanken gewöhnen. Meinen herzlichsten Glückwünschen, Herr Bertram, meinen ganz herzlichen Glückwünschen. Nun schlafen Sie einmal recht gut, und morgen wollen wir über Ihre Zukunft sprechen, nicht wahr?“ Und indem er die Türe öffnete, wandte er sich lächelnd an den draußen stehenden Wärter. „Unser Herr Bertram ist nur noch Gast bei uns“, sagte er, „Sie brauchen ihn nicht mehr zu begleiten.“ Diese Bemerkung machte er immer, wenn er einem Strafiling seine Entlassung mitgeteilt hatte.

Und dann setzte er sich, froh über die Erledigung der immerhin unangenehmen Angelegenheit, wieder an seinen Schreibtisch. „Ich habe ihm nur das Wichtigste gesagt“, dachte er, da kann er sich nun daran gewöhnen. Und er war stolz auf seinen psychologischen Takt.

Der Wärter starrte Bertram, der mit etwas unsicherm Schritt aus dem Zimmer trat, mit offenem Munde an. „Dich wollen Sie tauslassen?“ fragte er. Und nach einer Pause fügte er hinzu: „Du bist doch viel zu gut, weil zu dumm dazu bist du geworden. Dich unter die Menschen lassen.“ — „Sie haben eingesehen, daß ich damals unschuldig war“, sagte Bertram leise, und da schweigend auch der Wärter.

Sie schritten zu dem Gang hinaus über den Hof und wieder die Treppe hinauf, die, obgleich stein, doch durch die vielen Jahre Spuren der Füße trug, die sie betreten hatten. Und Bertram schien es, als ob es nur seine Füße gewesen wären. Sie gingen an den Zellen vorbei, deren Injassen es alle gekannt hatte und kannte, und es war nicht ein einziger unter diesen Schuldigen, an den er, der Unschuldige, sich ungenet erinnert hätte. Dann trat sie in seine Zelle, der Wärter machte ihn Licht und wünschte ihm, ein wenig leuchtend, denn er war kurzatmig, ein wenig keuchend.

Als er nach einigen Stunden seinen Rundgang machte, da konnte er doch nicht umhin, noch einmal zu Bertram hineinzusehen. Er ging zwar nichts mehr an, aber er wollte wissen, ob er schlief.

Nein, der alte Bertram schlief nicht. Er saß auf seinem Lager, die Ellbogen auf den Knien und den Kopf auf die Arme gestützt und sann vor sich hin. Als ihn das Licht der Taschenlampe traf, blickte er nur langsam und wie es schien, unjählich müde auf.

Aber der alte Wärter drehte sich schnell um und ging wieder hinaus, indem er schon an seiner mit Nickel umrandeten Brille zu putzen begann.

Verblühter Löwenzahn

Von Max F. Bevern

*Verblüht ist schon der Löwenzahn,
Von dem ein Aschenkrönlein blie;
Du sahst's als federleichten Kahn,
Der segelnd durch die Lüfte trieb.*

*Und hast wohl selbst solch graues Haupt
Zerlassen, das es lustig stob,
Mit meinem Haar dich angestaubt,
Das sich in deines schimmernd wob!*

*Bald wird des Bruders Goldgesicht
Auch silbrig sein und altersgrau,
Ein ausgelösches Ampellicht,
Wie zarter Mond, im tiefen Blau.*

*Und wird auf lustige Fahrten zieh'n,
Zu Taumel, Tanz und Liebesziel,
Um neuerschaffnen aufzuglüh'n,
Zu neuem Sein und Wechselspiel.*



Der Kinderkuß

Den ersten Kuß im Leben,
Den hast du mir geschenkt,
Wie sich ein Zweig der Reben
Im Spiel zur Erde senkt.

O Kranz aus Kinderküssen
Wie Mond- und Sonnenschein,
Nicht Wollen und nicht Müssen.
Was wird das Nächste sein?

Das Nächste: Von den Lippen
Trägt eins die Ernte fort,
Wie Vögel aus den Krippen
Das Korn an ihren Ort.

Star singt, was Stare sangen,
Zeit dreht den ew'gen Ring,
Dein Kind läßt dich empfangen,
Was ich von dir empfing:

Im Spiel ein Reis der Reben —
Lach, weil ich weinen muß.
Wem nur, wem wirst du geben,
Den allerletzen Kuß?



GEDICHTE

und Scherenschnitte

von Ruth Schaumann

Hörst du des Windes Wehen?

Du bist zur Welt gekommen,
Das ist des Tod's Beginn.
Du wirst hinweggenommen,
Ist das des Lebens Sinn?
Du kommst nur, um zu gehen —
Hörst du des Windes Wehen?
Wo geht sein Wandern hin?

Du liebst, geliebt zu werden,
Geliebt wirst du getrennt —
Im Himmel und auf Erden
Die gleiche Flamme brennt.
Sieh Mond und Sonne scheinen!
Aus Abschied wird Vereinen
Wo Leid sich Lächeln nennt.

Braun hängen deine Locken
Und morgen wehn sie grau —
Flach weitet sich am Rocken,
Das Schifflin webt genau —
Ein Leintuch auf der Bleiche,
Ein Leintuch auf der Leiche —
Fühlst du im Haar den Tau?

Der Dorfarr

Stoppeln stehn und Wagen bringen
Körnerschwer die dunklen Garben.
Alter Mensch, was soll dein Singen,
Sprich, wie ward uns solch Gelingen?
Nur durch Narben!

Kleine Mädchen gehn im Kreise,
Ährenblond und rosenfarben.
Selber Kind, wie wohl schon greise,
Sprich, wie geht einst ihre Reise?
Nur durch Narben!

Und im Garten Aller Seelen,
Wo die Pilger Rast erwarben,
Wie nur willst du anempfehlen
Hier ein Herz den Engelkehlen?
Nur durch Narben!

Irrer Alter, welch ein Leben
In drei Worten, welch ein Darben!
Wird dir nie ein Licht gegeben,
Alle Schleier aufzuheben?
Nur durch Narben, nur durch Narben!



Mainfahrt

Pferd und Wagen, Hirt und Herde
Überqueren still den Strom,
In die Wellen schenkt die Erde
Sich im Bild vom Pappeldom,
Und ein Schiff voll brauner Knaben
Kreuzt darüber mit Gesang:
Alle Gaben sind erhaben
Einen ein'gen Sommer lang.

Ufer schweben in die Triften,
Dörfer an der Hügel Brust.
Als wir einst vorüber schifften,
Hast du mich noch nicht gewußt,
Nur ein Schiff voll brauner Knaben
Schwang vorüber mit Gesang:
Alle Gaben sind erhaben
Einen ein'gen Sommer lang.

Und des Schlosses Fenster brennen,
Söllers Türen offen stehn —
Und ein Bett ist zu erkennen
Und sein Linnen Tuch zu sehn,
Und das Schiff voll goldner Knaben
Bleibt dahin, wo Mond erscheint.
Alle Gaben sind erhaben —
Ist es dies, was mich durdweint?



Mutter im Soldatenfriedhof

*Wenn du auf diesem stillen Pfad den Baum
besuchst, der sich mit Frühjahrsblüten schmückt
und tief die Wurzeln in die Gräber drückt,
dann streifst du zart die Krume mit dem Saum.*

*Und schreiest leicht durchs Hügelland zum Mal
des großen Kriegs, als fürchtete dein Schritt,
daß er zu schwer auf die Entschlaf'nen tritt —
und wandelst betend zum gekreuzten Pfahl.*

*Für alle hebst du deine Hand empor
und segnest die Kolonne in der Gruft,
die sich dereinst zum Todessturm verschwor.*

*Du atmest noch im Licht die sanfte Luft
des Frühjahrs und du lauschest, ob im Tor
des Himmels einer steht und nach dir ruft.*

Hermann Gerstner



Die Windmühle

Heinz Kistler

Der Schmeichler

Ein Dr. Giffal sagte einmal zu Alexander Dumas:

„Mein Freund, ich höre, daß Sie großartig improvisieren können; bitte, bereiten Sie mein Album mit vier Zeilen Ihrer originellen Eingebung!“

Dumas zog sofort einen Bleistift hervor und schrieb seinem Bieter, der sich neugierig über den Giffal beugte, ins Album:

„Seitdem man meinem Freunde Giffal

Die Stadt Marseille an-
verkauft,

Hat man zerstört das
Hospital...“

„Schmeichler!“ unterbrach ihn der Doktor. Dumas aber schrieb bochhaft weiter:

„Und zwei Kirchhöfe mehr
gebaut!“

F. S.

Die Nachkommenschaft

Der berühmte thebanische Feldherr Epaminondas war niemals verheiratet. Einmal machte ihm Pelopidas, welcher einen ehelichen Sohn hatte, darüber herbe Vorwürfe, daß er dem Staate keine Kinder erzeugt und erzogen habe. Allein Epaminondas, dessen bekannter Sieg bei Leutka unter die denkwürdigsten Begebenheiten der antiken Geschichte gehört, antwortete ihm:

„Sei auf deiner Hut, daß du dem Staate nicht noch ein größeres Übel zufügest, indem du ihm einen Sohn, wie den deinigen, zurück lässest... Auch kann es mir nicht an auserlesener Nachkommenschaft fehlen. Ich hinterlasse eine Tochter, nämlich die Schlacht bei Leutka, welche durch ihren siegreichen triumphvollen Ausgang mich nicht nur überleben, sondern sogar unsterblich sein wird.“

F. S.



Aus Positano

Helmut Becker

JOSEPH UND ISABELLA

Von Wolfgang Köhler

Der Herr Graf, der gestern abend im Etern abgestiegen war, schien schon zu schlafen oder nicht gut zu hören. Denn als die Wirtin zu ihm hinaufrief, sie konnte wegen ihrer Leibesfülle schwer Treppen steigen und machte auch so nicht viel Umstände, als sie „Herr Graf“ hinaufrief, da rührte sich zunächst nichts. Und erst als sie hinzufügte, daß ein Kurier aus Wien angekommen sei mit einer Depesche für ihn, hörte man oben die Lätze sich knarrend öffnen. Der Herr, der nun die engen Stufen vorsichtig herunterstieg, war noch ein junger Mann, sein Gesicht zeckte im Flackern der Kerze ernste blaue Augen und einen Mund, der selbst wenn er lächelte, doch nicht fröhlich schien; es lag gleichsam ein Schatten auf seiner ganzen schmalen Gestalt.

Die hohen Herrschaften werden oft inelancholisch vom guten Leben, dachte die Wirtin, leicht hat er eine schöne Frau nicht haben können, die er sich in den langen Kopf gesetzt hat. Und sie beobachtete, wie er auf den Kurier, der sich wie vor einem Prinzen zusammennahm, zuging und ihm für den Brief ein Geldstück, einen Dukaten gab. Der Kurier verneigte sich so tief, daß sein steifer Popf nach oben zeigte. „Schon gut“, sagte der Herr lächelnd, „du hast einen beschwerlichen Ritt getan. Dein Pferd mag recht erschauftert sein.“

Er trat auf die Straße hinaus, es war schon sehr dunkel und der zierlich gegossene Etern über dem Eingang schaukelte in dem kalten, einen feinen Regen mit sich führenden Wind, er schritt auf das Pferd zu und streich ihm die nasse Mähne aus der Stirn. Dann wandte er sich, empfahl der Wirtin im Vorbeigehen, den Kurier gut zu tractieren und stieg wieder die ächzenden Treppen hinauf.

Die Wirtin schritt dem Kurier voraus in die Küche, wo eine dralle schwarze Diene am Feuer hantierte. Der Mann setzte sich etwas verlegen ans Fenster und sah zu, wie ein Knecht sein Pferd wegführte. „Einen guten Botenlohn hat er Euch gegeben“, begann die Wirtin und stellte einen Krug Bier vor ihn hin. „Er kann wohl!“, sagte er, indem er den Schnuckler in die Breite zog. Nun füllte die Wirtin eine Schüssel mit Kraut, das einen süßsauren Geruch ausströmte, denn so wurde es in der Gegend bereitet. „Ein hoher Herr“, fuhr sie fort, „keg seinem grauen Rock. Könnte wohl einer von des Königs Freunden sein.“ Da lachte der Kurier, und die dralle Diene lachte mit, obgleich sie nicht mußte, warum. „Wenn's nun der König selber wäre?“ meinte er, als die Wirtin den dampfenden Braten herbeibrug, den sie nun freilich beinahe fallen gelassen hätte. „Aber ich will nichts gesagt haben“, fügte er hinzu, räusperte sich und begann tapfer zu essen. —

Josephus, Sohn der Maria Theres und des Heiligen Römischen Reiches König, hatte das Siegel sorgsam erbrochen und auffaltete nun den Umschlag, als eine glänzende Scheibe herausfiel und auf den Boden sprang, wo sie sich zu zwei am Rande zusammengefügten Ovalen öffnete. „Ein Medaillon?“ fragte er, „wer schickt mir da sein Porträt?“

Das Bild war aus Porzellan mit zarten Farben gemalt und trug von dem Hals einen Sprung quer über die geröhlte Fläche. Er hielt es gegen das Kerzenlicht, ließ es wider sinken und betrachtete es von neuem. Es zeigte auf schlankem Hals einen von dunklen Locken umgebenen Mädchentopf, der ihn mit blauen oder grauen Augen gleichsam



Der See

H. Mayrhofer-Passau

Verklärter See

*Der See war solcher Liebe nicht gewärtig,
Wie ihm am frühen Tag vom Licht geschah.
Er wogte auf und brauste ungebärdig,
Als fühl' er eines Zaubers Drohung nah,*

*Als suche ihn ein Fremdes, Lockendes zu binden
Und einzuschließen in betörte Haft,
Er aber wolle sich dem Glänzenden entwinden,
Um ganz er selbst zu sein in kühler Kraft.*

*Doch als der Glanz in seine Tiefen zückte,
Befiel ihn Ahnung des erhöhten Seins
Und langsam seine Wogen überglückte
Ein Dankendes so unermess'nen Scheins,*

*Als ob er in der Wandlung erst sich finde
Und endlich sei, was ihm verheissen war.
In frommer Weite, feierlich und linde,
Bot sich sein Licht dem großen Lichte dar.*

Hermann Sendelbach

fragend anjah. Diesen Augen hatte der Künstler eine mehrwürdige Tiefe zu geben verstanden, so daß von ihnen aus sich das ganze Bild mit Leben zu erfüllen schien.

Jetzt erinnerte er sich erst des Briefes, er behielt das Medaillon aber in der Hand, als er ihn aufnahm, und da erblickte er sogleich die Unterschrift der Kaiserin, seiner Mutter.

Der Kaiserin, seiner Mutter. Es las das Schreiben langsam durch, dann erhob er sich und ging in der Stube auf und ab. So wie der Wind da ums Haus fähet, dachte er, so sind meine Gedanken groß und ins Weite schweifend gewesen. Mein Reich sollte von tätigen und frohen Menschen, von einem freien und lichten Geiste bewegt sein. Jann Denkmal wollte ich mit eine neue Welt erbauen. Als Preis dafür habe ich meine Jugend und alle Schönheiten meiner Jugend bezahlt.

So reiste er nun in Lande umher, er sah, wie die Bauern noch in ihren niedergebrannten Höfen hausten, und der Krieg war doch schon so lange vorbei. Er ließ sich als einen Unbekannten die Not der kleinen Bürger klagen, und er erblickt, in den prächtigsten Prozessionen, Kinder

mit bleichen und hohlen Gesichtern. Und er, der König, hatte nichts ändern können.

Er betrachtete die mächtig aufgebodenen Jüge dieser Schrift, und da stand sie vor ihm, seine Mutter, die runden Wangen weiß gepudert und in ein Doppelkinn übergehend, die ganze volle Gestalt so edelschön wie die seine flügelleicht war. Wenn ihm, dem König, ein kühner Gedanke aus der Stille sprach, dann wuete er vor ihr, der Kaiserin, zu einem Hingespinnst. Befahl er jenes, so ordnete sie lächelnd dieses an; wie die Natur war sie mild und unerbittlich zugleich.

Er aber verschloß sich, so jung er war, mehr und mehr gleich einem Mäunde. Zuweilen streifte ihn wie eine dunkle Schwinge die Ahnung, daß er sterben werde, ohne etwas getan zu haben. Die Wiener begoy neten ihm schon, denn ihm fehlte der Charin, die leichte Musik, der Tanz der Amoretten umspielte ihn nicht und der leichte und frohe Sinn, der ihnen allein liebenswert war. Wenn er, in feinen grauen Rock, ernstblickend und die Lippen geschlossen, über den Ring ging, so zog man sie die Hüte, meinten wohl auch: Ein stolzer Herr, die Majestät; und

solch ein gstrenges Gschau hat er schon. Aber sie jubelten ihm nicht zu, wie sie es seiner Mutter, ihrer Mutter, wie sie sagten, taten.

Nun hatte er sich also zu seiner Verheiratung alsbald in der Hauptstadt einzufinden. In der Tat war seine Pflicht, für einen Nachkommen zu sorgen, bei weitem dringender als die, sein Volk, sein Reich, die Menschheit zu beglücken. — Der Künstler war jedenfalls kein Stürmer, dachte er, auf das Medaillon blickend. Wer das, er meinte die Dar- gestellte, wohl sein mag?

Er öffnete die Tür, um hinunterzusehen, daß er morgen früh reisen werde. Aber der so entstehende Luftzug drückte das Fenster auf, die Flügel stießen klirrend gegen die Wand, der Leuchter fiel polternd vom Tisch, und in dem Tumult erschien auch schon schweifend die Wirtin, und die drealle Dirne kam heraufgesprungen, um zu sehen, was es gebe; so daß er seinen Befehl nur in großer Verwirrung aussprechen konnte. —

Die Bettler vor der Kirche des Convento di San Paolo in Parma stießen einander an und stellten sich in Postur. Der eine zog den Mantel von seinem Holzbein, ein anderer hielt die armlose Schulter so, daß man sie sehen mußte, und ein dritter schob den Schlapphalm aus der Stirn und blickte mit den erloschenen Augen starr in die Sonne; alle aber begannen sie eintönig ihr Sprichlein zu loben.

Jabella schritt an ihnen vorbei, schlant und aufrecht, sie neigte leicht das Haupt zur Seite oder warf es auch ein wenig zurück, stolz, aber nicht hochmütig, und eine Dienerin hinter ihr verteilte Münzen. Die Prinzessin betrat den steinernen dunklen Raum der Kirche, neigte ihre Hand mit dem Weihwasser und ließ sich auf einer Bank in der Ecke, die am weitesten von dem glänzenden Altar entfernt war, auf die Knie nieder.

Die Armen auf der Treppe draußen sprachen von ihr. Einer, der ungemein lang und hager war, so daß er in seiner wehenden, vorn offenen Pelzine einem Mastbaum mit vom Wind gefüllten Segel glich, sagte: „Nun kommen magerere Zeiten für uns. Morgen reißt sie ab.“ Ein grämliches Männlein fing gar an zu weinen, und ein stämmiges Weibsbild mit rotem Gesicht meinte, es werde wohl ein lustiges Paar geben. Sie klagte Tag und Nacht um ihre Mutter, und der Österreicher sollte gar ein Feind des andern Geschlechtes sein. Und dann lachte sie breit und behäbig, und einige Bettler stimmten mit ein. Da ihnen aber der Wind, der über den weiten Platz segelte, den Staub in die Augen trieb, drehten sie sich um und gingen oder humpelten nach der anderen Seite des Portals.

Jabella gedachte wie immer zunächst ihrer vor einem Jahre verstorbenen Mutter, an der sie mit jener Zuneigung, die mit dem Tode nicht etwa erlischt, sondern vielmehr erst, wie eine weiche gedämpfte Flamme, nur rein und klar emporschlägt, gehalten hatte. Sie glich noch einem Kinde, aber eben einem verworsten und feiß erfahrenen; hinter ihrem Stolze verbarg sie die Erben, und ihre Stille war wie ihre Feindmüdigkeit nur ein Schutz gegen die Unbilden der Menschen. Sie liebte es, in den blaugrünen Ebenen um die Stadt auf einem kleinen braunen Pferde umherzureiten; sie sah jeden Kaufeser, der ihr entgegenkam, freundlich an und den Kindern schenkte sie Zuckerbrot. Die Bauern verehrten sie ihres Erntes und ihrer Güte wegen tief.

Nun sollte sie in ein fremdes Land und zu einem Manne ziehen, den sie nicht kannte. Aber sie neigte sich nur bedenkend ein wenig unter dieser Last und erhob sich dann schnell, um heimzugehen; denn im Eher begannen die Mönche ihre hallenden Gesänge, und sie bemerkte auch, daß die Dienerin in ihrer Langeweile mit den Kerzen des Seitenaltars zu spielen begann. —



Tanzende Bauern

Leov. Welden



Kirmes

Blasius Spreng

Der Frühling war in der Luft zu fühlen, die Sonne, nun hinter Wolken verborgen, hatte die braunen Hänge zur Seite der Straße von nassen Schnee entblößt, und die Pferde waren bis an die Flanken, ja bis an die Bäuche hinaus mit Schilamm bespritzt, als des heiligen Römischen Reiches junger König seiner Königin entgegenritt. Jenes Medaillon mit ihrem Bildnis hatte er längst vergessen, er sah überhaupt in dem ganzen nur eine List seiner Mutter, die unerbittlich wie die Natur seine Pläne von ihrer köhnen Höhe herunterziehen und in den Dienst des Geschlechtes stellen wollte. So war sein Anblick, trotzdem die Vögel auf den Bäumen sangen, hart, und der fest geschlossene Mund hätte den Wintern wieder gewiß nicht gefallen. Auch sein Gefolge, fünf Panduren in roten Rädern, mit pechgewischten Bärten, sah grimmig drein. Nur der Adjutant sah fröhlich auf seinem viel zu hohen Pferd. Er lächelte Josef Kolenzky, und sein Gesicht war rund und rosig wie das eines Spanferkels.

Als der Zug um die Ecke bog, von der aus die Straße nach unten führte, um in der Ferne wieder anzuflehen, erbllickten sie auf der gegenüberliegenden Höhe ein Gefährt, das langsam hinter den Bäumen hervorkam. „Da kommen's, königliche Majestä!“ rief der Kolenzky und hüpfte im Sattel vorwegwärts. Joseph, dessen Herz plötzlich bestigt zu schlagen anfing, fragte umhertretend: „Wer denn?“ Er hatte doch gute Augen und mußte erkannt haben, daß es eine Karosse war, mit zwei weißen Pferden bespannt und von allerlei Reitern umgeben. Er begann nun mit seiner Eskorte schneller dahinzutrablen, und als sie schon den Kutscher und seine Peitsche, sie war weiß und dünn, auf dem entgegenkommenden Fahrzeug untersuchen konnten, da winkte der König aufgeregt mit der Hand, daß sein Gefolge zurückbleiben solle. Der viele Kolenzky gab den Befehl schmunzelnd weiter, und die Panduren mit ihren Rüstmaedergerüstern schälten die Köpfe. Josephritt nun allein auf der Straße voraus. Doch sei es, daß sein Pferd die Unruhe des Herrn spürte oder daß es dessen rasche Handbewegung erschreckt hatte, es begann plötzlich zu tänzeln und in seiner Weise Kapriolen zu machen, endlich aber in vollem Laufe auf die Karosse zuzusprennen, so daß es Joseph nur mit Mühe kurz vor den Schirmeln zum Stehen brachte. Mit rotem Kopf und keuchend sprang er aus dem Sattel, ein Bursche aus dem Gefolge der Prinzessin lief herbei, verneigte sich tief und nahm ihm die Zügel aus der Hand, er selber aber eilte zu der Kutsche, deren Schlag nun auch schon geöffnet wurde.

Die Prinzessin entstieg ihr ein wenig besonnen und mit freudigen Augen. Sie war nicht so schön wie auf jenen Medaillon, dafür ging gleichsam eine glütige Wärme von ihrem ganzen Wesen aus und alles an ihr, das geschrittele braune Haar, das Reifegewand, war unmdßlich, aber einfach und ruhig. „Buen giorno, Signore“, sagte sie.

Höchst merkwürdig für die Umstehenden war, wie sich Joseph benahm. Er breitete die Arme aus, um sie zeremoniell zu umfassen, trat aber wieder einen kleinen Schritt zurück, sammelte unzusammenhängende Worte und wußte wohl gar in den Schloßm der Straße gekniet, wenn ihn Isabella, tief tröstend, nicht aufgehoben hätte.

In einem nahen Baume begann ein Fink zu pfeifen, der Wind sang in der Ferne wie eine starke Musik, und über das Anblick der beiden ging ein Leuchten, als ob die Sonne aus den Wolken getreten sei. Dem war aber nicht so.

Nun hatte sich auch der dicke Kolenzky von seinem viel zu hohen Pferd herabgelassen und kam, die Jungenspise zwischen den Zähnen, über die vielen Pfützen der Straße herangehüpft, um seiner neuen Königin die Keckerei zu machen. Er sprang aber oft zu kurz, und da er bei jedem Spritzer auf seine präalle weiße Hose ein klägliches Gesicht schmitt, konnte sich Isabella des Lachens nicht enthalten, auch Joseph, der sie noch immer unarmt hielt, stimmte mit ein, das italienische Gefolge schüttelte sich vor Lachen, und selbst die Panduren leuchten sich in ihren Sätteln zurück und lachten ihren martialischen Bärten zum Trost, aus vollem Halse.

Das Fremdwort

Hugo Wolf hat sehr gerne die Romane Walter Scotts.

Eines Tages stieß er dort auf das Wort „Usquebaugh“. Beim weitesten Lesen erkannte er, daß dies wohl ein alkoholisches Getränk sein müsse.

„Von wem an fragte er jeden Bekannten: „Nennen Sie Usquebaugh?“ Keiner kannte es natürlich, auch in der Apotheke war das Getränk nicht zu haben.

„Lassen Sie es aus Britannien kommen“, befahl Wolf dem Apotheker. Die Sendung kam in zehn Flaschen, unter dem wurde nichts verschickt. Trost seiner geringen Barmittel bezahlte der Komponist diese Flaschen und lud sämtliche Freunde zur Vertilgung dieses abschließlich schmeckenden Schnapfes, der nur mit Safran gefärbt ist, ein.



Kinderlandoverdickung der N.S.O.

Aus der Schule

Der Lehrer erklärt, daß alle Titel, die mit „al“ enden, hohen Würdenträgern angehören. Er zählt Beispiele auf: General, Admiral, Kardinal. — „Wer weiß noch ein Beispiel?“ fragt er dann. „Reigt der kleine Fritz auf: „Herr Lehrer, der ... Zitteraal!“ Ho

Seligkeit

Friedrich der Große hatte Schlesien erobert und nun besetzte er in seiner Kutsche das eroberte Land. Kam auch in ein Kirchdorf, dessen Pfarrer mit Kindern reich gesegnet war. Guter Laune versuchte der alte Fritz die Schlagfertigkeit des Geistlichen.

„Hofft Er selig zu werden?“

„Nein, Majestät“, repliziert der Pfarrer.

„? ? ?“

„Es steht geschrieben, Majestät, du sollst nicht in mein Reich kommen, wenn du nicht alles bezahlt hast. Ich aber habe Schulden und bei 12 Kindern kann ich an ihre Bezahlung nicht denken. Folglich kann ich nicht selig werden.“

Knurrend fährt Friedrich ab. Am nächsten Tag bekommt der Pfarrer einen Geldbrief mit 300 Talern. Und obenauf liegt ein eigenhändiger Brief Friedrichs:

„Wenn Er jetzt noch nicht selig wird, soll Ihn der Teufel holen. Friedrich R.“

Durch die Blume

„Stimmt es, daß Müller Sie einen Dummkopf genannt hat?“

„Nur durch die Blume!“

„Wie?“

„Er meinte, bezüglich Intelligenz hätten wir einander nichts vorzuwerfen!“ Ho

Die gute Medizin

Junger Mann: „Vielen Dank, Herr Doktor, für Ihre Medizin!“

Arzt: „Das freut mich! Haben Sie sie auch fleißig genommen?“

Junger Mann: „Ich nicht, aber meine — Erbante!“ Ho

Nicht der Rede wert

In einem Bad hat ein Schwimmer einen Nichtschwimmer, der sich zu weit hinausgewagt hatte, vor dem Ertrinken bewahrt. Dieser bedankt sich: „Vielen Dank, Sie haben mir wirklich das Leben gerettet!“ Worauf der Schwimmer höflich erwidert: „Aber bitte, nicht der Rede wert!“ Ho

Ja dann!

Bettler: „Glauben Sie mir, gnädige Frau, ich habe ein ganzes Jahr lang dem Alkohol den Rücken gewandt.“

Alte Dame: „Das war brav von Ihnen! Und was taten Sie damals?“

Bettler: „Ich fuhr einen Bierwagen.“

Sieben eschjen:

Michel Vomland Der Hupfinger Wastl geht zum Bauerntheater

Preis M. 2.—

Eine lustige Geschichte aus den bayerischen Dingen, selblich er zählt und fast geschrieben. Die leben, der auf Stellen aber in der Gemeindefolge mit der leuzigsten Nachbesicherung in Verbindung gekommen ist, einige Stunden auf's Angenehme unterhalten wird. Es ist die Geschichte eines Heiligheligen Wortes, das durch Einzug in den Wohnort eine sehr aufblühende Gemeindefolge nicht mit dem Theater und sonstigen Dram und Dram einer Fremdenzukunft. Die Bauernstapen sind erst geschrieben wie es nur eine kann, der Bauernstapen mit ihnen in Verbindung ist.

Michel Vomland
Der Hupfinger Wastl
geht zum
Bauerntheater



Ein Geschenkbuch von besonderer Art! Zu beziehen durch den Buchhandel und den
O. Girth Verlag, München, Bernstr. 10



„Sakra, is de neue Kellnerin sauber! Da fühlt ma si glei wieder jung!“
„O mei, Xaver, was san Gefühle — die Jugend verlangt Beweise!“



Geistvoll

„Guten Abend, Fräulein Zimmermann!“

„Ich bin nicht Fräulein Zimmermann.“

„So?“

„Nun, wollen Sie sich nicht wenigstens entschuldigen?“

„Aber gewiß! Sobald ich Fräulein Zimmermann sehe.“

Die das Leben kennen

Ein junger Mann mit geringem Einkommen warb um die Liebe einer verwöhnten, vielumworbenern jungen Dame. Seine Mutter sagte zu ihm: „Du wirst viel arbeiten müssen, Franz, wenn du das Mädchen erzingen willst!“ Sein Vater fügte hinzu: „Und noch viel mehr, wenn du es erzingen hast!“

Das Schlimmste zu befürchten!

Vater (am Telefon): „Unser Junge ist krank, kommen Sie doch bitte sofort!“

Arzt: „Tut mir leid! Vor einer Stunde unmöglich!“

Vater: „Aber, Doktor! Ich befürchte das Schlimmste für den Jungen!“

Arzt: „Ist es so ernst?“

Vater: „Ja, Doktor! Meine Frau studiert in dem Buch: „Was tue ich, ehe der Arzt kommt!“ Bedenken Sie doch!“

Aus einem Aufsatz

„Wo bliebe die Phantasie des Lebenden, der sich an den schönsten Gaukelsbildern des zukünftigen Zusammenlebens mit seiner Erwählten weidet, wenn er voraussehen würde, daß sie stückweisig ins Grab sinken würde oder daß er vielleicht gar vierzig Jahre und noch länger oder auch kürzer an sie gebunden wäre.“

Erlebnis im Warenhaus

„Was sagte die hübsche Verkäuferin, als du ihr einen Kuß raubtest?“

„Sie sagte: Ist das alles für heute?“

Unter Kollegen

„Also, von Stegemann erscheint jetzt ein historischer Roman?“

„Stimmt.“

„Und wer ist der Held?“

„Der Verleger.“

Der Häßliche

„Ich möchte eine Vergrößerung meiner Photographie bestellen!“

„Im — weehals!“

Das erste Geld

„Vater, ich habe heute zum erstenmal in meinem Leben Geld verdient.“

„Ausgezeichnet, mein Junge! Wie hast du es denn gemacht?“

„Ich habe eine Wette verloren und dann nicht bezahlt.“



Wimmer - Meyer

„Der ganze Wald ist voll Liebespärdchen — nimm dir ein

Beispiel, Erwin!“

„Unmöglich, dazu hast du zuviel Proviant mitgenommen!“

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer“

mit den amtlichen Nachrichten des Reichverbandes Deutscher Sportfischer soll von **jedem waidgerechten** Sportfischer gehalten werden. „Der Sportfischer“ bringt Text- und Bildmaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

½jährl. RM. 3.—, jährl. RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim



**FISCHEREISPORT-VERLAG
DR. HANNS SCHINDLER,**

Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung
München, NW 2, Karlstraße Nr. 44
Tel. 59 61 60

DIE FOTO - SEITE



Ästhetische Belange im Sportbild

Das Olympische Jahr 1936 bringt für die Amateur-Fotografie eine gewisse Verpflichtung, die sich auf eine intensivere Beschäftigung mit der Sportfotografie bezieht. Wir Amateur sind ja nicht auf bloße Aktualität angewiesen, sondern wir werden im Sportbild nach anderen Gesichtspunkten werten, die ihm Vertiefung und Verinnerlichung bringen. Wir geben also nicht nackten Applaus der Wirklichkeit, sondern wir streben nach Schönheit. Gerade hier kommt der Sportfotografie noch eine Notwendigkeit zu wesentlicher Arbeit zu, indem der Fotografie mehr auf den Grund ihrer spezifischen Wesenseigenheiten gegangen wird.

Uns fesseln am Sportbild Schönheit von Bewegung und räumlicher Orientierung. Wir werden nach einer dominierenden Formulierung vitaler und dynamischer Momente streben. Dynamik als Zeichen für Linienaufbau und Richtung, Vitalität als Ausdruck innerer Kraft und inneren Strebens.

Dynamik ist für die Fotografie ein heute geläufiger Begriff. Seinen klarsten, aber auch trockensten Ausdruck findet er in diagonalen Richtung, die vielfach rezeptartig als Mittel lebendiger Bildauffassung empfohlen wird.

Wenn wir in der Sportfotografie einen Lauf darstellen, so ist die Bewegungsrichtung in diagonalen Führung über das Bildfeld durch entsprechende Wahl des Aufnahmestandes, wohl ein weiteres so ausdrückbar, daß ihr formal höchste Lebendigkeit zukommt. Beim Turnen finden wir in der Körperhaltung, insbesondere in der Richtung der Gliedmaßen des Darzustellenden ein äußeres Ausdrucksmittel für Dynamik als einen Inhalt des Sportes; hier kommt es auf Wiedergabe des günstigsten Augenblickes an, und Schübereitschaft wird zum technischen Erfordernis.

Hatte man bisher diese Belange dynamischer Darstellungsform als das A und O gestalterischer Bestrebungen in der Fotografie gesehen und ausschließlich auch auf das Sportbild bezogen, so wird eine Erweiterung dieser Gesichtspunkte infolge einer heute mehr verinnerlichten Auffassung fotografischer Darstellung notwendig, indem

wir hinter der Form eine lebende Kraft sehen, die überhaupt erst Formwerdung zuläßt. Dieser Motor des Ganzen bedeutet für uns Vitalität.

Vitalität ist Lebenswille mit gestalterischer Tendenz. Über ihr liegt eine bestimmte Aufgabe, die notwendig wird, um dem Formalen Richtung zu weisen. Diese Zielstrebigkeit ist letzten Endes die Führung, unter der ein Chaos verhindert wird.

Wir sind in der Fotografie und insbesondere im Sportbild an die Form gebunden. Wir nehmen sie als Repräsentant aller Innerlichkeit, indem in ihrer Gestalt Sprache von Harmonie und Schönheit, Empfinden von Rhythmus und Ausdruck liegen. Der Form im Sportbilde kommt insbesondere die Eigenschaft größter Veränderlichkeit zu. Hier hilft die schubbereite Kamera zu erfolgreicher Wiedergabe günstiger Momente aus einer langen Kette verschiedenster Bewegungsphasen, aus der wir auszuwählen haben. Doch allein mit der dadurch bedingten schnellen Arbeitsweise ist es noch nicht getan, wenn wir im wesentlichen fotografisch-gestalterische Gesichtspunkte den rein reproduktiven vorstellen. Fotografisch gesehen entstehen ja alle Formen erst durch das Licht. Die Menge ist dabei ausschlaggebend, und von ihr aus schließen wir auf die Form und den Stoff, aus dem sie aufgebaut wird. Zugleich aber bedeutet das Licht für die Form eine grundlegende Vermittlerin von Gestalt und Körperlichkeit. Das Licht also ist Schöpfer von Plastik, Aussehen, Tracht und damit des Lebens überhaupt.

Lebensvoll fotografieren bedeutet also, daß wir das Licht in seiner Richtung so wählen, daß es in möglichst starkem Maße unser Objekt zur Geltung kommen läßt. Bei der Sportfotografie kommen wir so notwendig zu seitlicher Beleuchtung. Seitlich schafft hier auf dem Körper des Darzustellenden eine reiche Skala verschiedenster Tonwerte und rückt dadurch das eigentliche Motiv unbedingt in den Vordergrund.

Es ist nicht gleichgültig, von welcher Seite her das Licht einfällt. Wenn wir Hell und Dunkel nebeneinander vorfinden, so wird

unser Auge beim Betrachten dieser Kombination stets vom Dunkeln zum Hellen wandern. So erkennen wir, daß durch die Tonabstufung bereits eine ganz bestimmte Richtung bedingt ist.

Diese Richtung bleibt auch bei unseren Sportaufnahmen im Seitenlicht bestehen. Das Auge strebt dem Lichte zu. Neben dieser unabhängig von Linie und Inhalt vorhandenen Richtung ist eine zweite durch die Bewegung im Motiv selbst gegeben. Im Interesse einer geschlossenen Wirkung haben beide einander identisch zu sein, dürfen sich aber nicht zerseufert stoßen. Wir werden also z. B. einen Läufer so fotografieren, daß ihn das Sonnenlicht von vorn trifft. Dann liegen die leichten Partien in der Richtung seiner Bewegung und weisen ihm gleichsam vorauslegend den Weg.

Um diese formalen Beziehungen, hinter denen im Grunde jedoch zu empfindende Innerlichkeit ruht, klar und sprechend zu geben, wird eine reine Formwiedergabe erstrebenswert. Der Mensch muß für sich allein im Raume stehen; wir werden höchstens die Wiedergabe der notwendigsten Gegenstände zulassen, zu denen er in unmittelbarer Beziehung steht. Aber auch sie sollen sich nicht vordrängen, sondern es genügt vielmehr eine Andeutung. Alles andere ist nach Möglichkeit auszuschließen. Das bezieht sich im besonderen auf den Hintergrund. Wir werden ihn teilweise durch Unschärfe zurückdrängen, kommen aber noch besser zum Ziele, wenn wir ihn möglichst ganz und gar ausschließen. Das gelingt am besten durch Wahl eines tiefen Aufnahmestandes, wobei der Himmel zum Hintergrund wird.

So sehen wir, wie im Sportfoto nicht allein das reproduktive Moment ausschließliche Bedeutung gewinnt, sondern gerade hier gestalterische Belange in den Vordergrund rücken, die einer Wirkung von Vitalität und Dynamik wesentlich im Inhalte des sportlichen Motivs dienen. Neben klarer Technik kommt auch Innerlichkeit zu ihrem Recht, und erst beides schafft die fotografische Leistung.

Fotografieren, wie unser Auge empfindet

Man liest es in Lehrbüchern: Die Kamera muß waagrecht gehalten werden. Sonst entstehen „stürzende Linien“, das heißt die Senkrechten laufen nicht mehr parallel.

Von dieser „Regel“ müssen wir uns frei machen! Richtet sich etwa unser Auge auch darnach? Und warum sollten wir nicht auch so fotografieren können, wie unser Auge empfindet? Fotografieren Sie einmal ein Porträt, indem Sie die Kamera unter Augenhöhe aufstellen und etwas nach oben neigen oder stellen Sie einen Turm dar, indem die Kamera schräg nach oben gerichtet wird. Was entsteht durch diese Wirkung? Das Abgebildete erscheint gewaltiger und entspricht zugleich unserem eigenen Empfinden, das ja auch keine „Regeln“ kennt, sondern sich den Gegebenheiten anpaßt.

Die Fotografie verlangt also ein ganz bestimmtes Sehen. Licht und Schatten sind die wesentlichen Komponenten. Sie werden an den Dingen unserer Umwelt aktiviert, und indem wir relativ wenig darstellen, uns ganz auf ein Motiv beschränken, es aus seiner Umgebung herausheben, gelangt eine sprechende Wiedergabe dieser Hell-Dunkel-Werte. Dieses „Geheimnis“ der Fotografie — hier so einfach formuliert — will durch ausdauernde Übung verstanden sein. Kritische Bildbetrachtungen und eigenes Schauen sind die besten Mittel dazu. Die Technik gibt das Grundgerüst.

Patrioten an der Seine

Rubey



„Sie singen die Internationale . . .“
„Aber Gott sei Dank auf französisch!“